

Frauen in Namibia: Der lange Weg zur Gleichberechtigung

Namibia vom 28. 7. bis 9. 9. 1997,
betreut von der **Friedrich-Ebert-Stiftung**

Inhalt

Zur Person	188
Vorbemerkung	188
Willkommen im Abenteuerland	188
Ein besonders deutsches Verhältnis	189
Frauen in Namibia	190
Kinder, Küche, Feldarbeit	191
Frauen fordern Gleichberechtigung	194
Die verzwickte gesetzliche Lage	196
Gewalt gegen Frauen	199
Die „Women and child protection unit“	201
Die Frauenberatungsstelle „Women Solidarity“	203
Aus einem Gespräch mit Gisela Haoses	203
Die „Young Bughters Women Solidarity“ in Lüderitz	204
Zu Besuch im Windhoek Shelter-House	205
„Ich bin ein Kind des Landes und spreche zufällig deutsch“: Ein Gespräch mit Michaela Hübschle	206
Entwicklungshilfe für Frauen	208
Die Arbeit der „Private Sector Foundation“	208
Ein Tag im „Goudini Cor Trust“; Kalkrand	210
„Man darf nicht zuviel erwarten“	210
Die Frauenkooperative „Oasa Taradi“	212
Eine kurze Schlußbemerkung	213



Silke Martmann-Sprenger, geboren 1964, studierte Germanistik und Geschichte. Während ihres Studiums arbeitete sie für die Carl Duisberg Gesellschaft und betreute viereinhalb Jahre das Programm „Konkreter Friedensdienst“ der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Nach ihrer Fortbildung zur Fachzeitschriftenredakteurin volontierte sie bei einer frauenpolitischen Zeitung in Bonn. Seit der Geburt ihrer Tochter arbeitet sie als freie Journalistin für verschiedene Tages- und Fachzeitschriften.

Vorbemerkung

Für mich war es ein langer Weg bis ich meine Reise nach Namibia antreten konnte. Entgegen meiner Planungen wurde ich schwanger und mußte die Fahrt bis auf weiteres verschieben. Ich danke dem Gremium und insbesondere Erdmuthé Op de Hipt, die mich immer wieder unterstützte und ermutigte, daß ich auch zwei Jahre nach Bewilligung des Stipendiums diese Reise ans andere Ende der Welt antreten durfte. In Namibia habe ich mich sechs Wochen intensiv mit der Situation von Frauen beschäftigt. Ich habe sehr viele interessante und aktive Namibierinnen kennengelernt, mehr als ich jemals erwartet habe. Die Freundlichkeit, mit der ich empfangen wurde, hat mich überwältigt, auch die Bereitschaft mir in allen meinen Fragen weiterzuhelfen. Die Solidarität unter den Frauen ist groß. Sie ist in ihrer Tradition fest verankert, resultiert aber auch aus der Tatsache, daß schwarze Frauen in Namibia das Schlußlicht der Gesellschaft bilden. Ein Leben in Armut und im täglichen Kampf um das Nötigste läßt wenig Raum für Gegensätze und Kämpfe untereinander. Insgesamt war ich überrascht über die Vielzahl von Frauen-Projekten, die es seit der Unabhängigkeit gibt. Hier ist vor allem die Arbeit der Nichtregierungsorganisationen (NRO) bemerkenswert. Ich mußte mich während meiner Reise kritisch mit Entwicklungshilfe auseinandersetzen, mit Apartheid und Diskriminierung, Besitzstandswahrung und verkrusteten Denkstrukturen. Auch ein Teil der deutschen Kolonialgeschichte wurde mir vor Augen geführt.

Willkommen im Abenteuerland

Trotz aller Reiseberichte, die ich gelesen habe, war ich sehr erstaunt, daß Windhoek - die Hauptstadt Namibias - eine Stadt mit nahezu deutschem

Charakter ist. Und schon am Flughafen wurde mir bewußt, dies ist das Land der Weißen und der Touristen mit Geld. Ein Großwildjäger plauderte begeistert an der Gepäckausgabe über seine Jagderlebnisse. Überall begegneten mir Safarihüte, Wüstenhosen, Zelte und Tarnkleidung. Kaum zu glauben. Was würde ich hier finden? Lagerfeuerromantik und die letzten Cowboys auf der Suche nach Abenteuern? Die Tourismusbranche boomt in Namibia und ist fast völlig in weißer Hand. Gerade die deutschstämmigen Namibier versuchen in diesem gewinnversprechenden Sektor Fuß zu fassen. Sie verfügen über Land, Kapital und Know-how. Den Touristen wird eine gewisse Exklusivität geboten, zu durchaus europäischen Preisen. Wilde Tiere, ein bißchen Wüstenlandschaft, ein bißchen Luxus, ein bißchen Kolonialflair, das alles sind feste Bestandteile einer Namibiareise. Die meisten Touristen interessieren sich nur wenig für die Veränderungen im Land. Kontakte zur schwarzen Bevölkerung konzentrieren sich meistens auf das Notwendigste. Welcher Tourist fährt schon ins **Ovambo-Land**, wo rund 600 000 Namibierinnen leben und die Weißen fast an einer Hand abgezählt werden können? „Was willst Du **dort?**“, sagten mir viele „Dort gibt es ja nichts zu sehen.“ Natürlich mag es hier auch Ausnahmen geben. In der Tourismusbranche sind die schwarzen Namibierinnen fast ausschließlich Dienende geblieben: Gärtner, Hausmädchen, Köchin oder Putzfrau.

Ein besonders deutsches Verhältnis

Der deutsche Kolonialismus hat deutliche Spuren in Namibia hinterlassen. Nicht nur in Windhoek, auch in anderen Städten wie Lüderitz, **Swakopmund** oder Keetmanshoop läßt sich deutsches Kulturgut aus der ehemaligen Besatzungszeit in Hülle und Fülle finden. Noch heute sind Straßen nach deutschen Dichtern und Denkern benannt, die meisten Häuser aus der Kolonialzeit haben die Jahrzehnte unbeschadet überstanden. In zahlreichen Restaurants wird deutsch gesprochen und gekocht. Täglich erscheint die deutschsprachige „Allgemeine Zeitung“ und berichtet über deutsche Belange. Es gibt deutsche Schulen und vieles mehr. Die deutsche Kultur hat in Namibia einen hohen Stellenwert und wird von den deutschstämmigen Namibiern penibel gepflegt.

Die Beziehung des jungen Staates Namibia zu Deutschland ist eine besondere geblieben: Deutschland ist heute Geldgeber Nummer eins in bezug auf Entwicklungshilfe. Seit der Unabhängigkeit Namibias am 21. März 1990 flößen etwa 35 Prozent der gesamten Entwicklungshilfe aus Deutschland (rund 634 Millionen Mark). Für 1997 und 1998 wurde Namibia von deutscher Seite ein Entwicklungshilfe-Paket von jeweils rund 30 Millionen Mark zugesagt. Dies entspricht zwar einer Kürzung von rund zehn Millionen Mark, Deutschland bleibt aber damit immer noch größter einzelner Geldgeber des **Landes**.

Die Gelder werden in unterschiedlichen Bereichen eingesetzt. Die größten Posten sind für die Ministerien Regionalverwaltung und Fischerei vorgesehen, werden aber auch zum Ausbau des Straßenwesens und zum Bau von Schulgebäuden verwendet. Hinzu kommt die Arbeit von zahlreichen deutschen NRO, die ungeheure Aufbauarbeit leisten und helfen, die noch junge Demokratie aufzubauen. Die rund 25 000 deutschstämmigen Namibier zählen zu der wohlhabendsten Bevölkerungsgruppe des Landes vor den englisch- und afrikaanssprachigen Namibiern. Sie genießen den höchsten Lebensstandard im Land. Sie konnten sich auch nach der Unabhängigkeit einen großen Teil der wirtschaftlichen Macht sichern. Sie verfügen über gute Beziehungen und arbeiten untereinander eng zusammen. Die deutschstämmigen Namibier sind eine eingeschworene Gemeinde. Fernab der Heimat findet sich in deren Zusammenleben eine merkwürdige Deuschtümelei. Man mag denken wie man will über die Rolle der Deutschen in Namibia: Einerseits leistet Deutschland enorme Aufbauhilfe, andererseits wird durch das wirtschaftliche Ungleichgewicht der Kolonialismus und die Apartheid in sehr unterschiedlicher Weise fortgesetzt. Weiße, und damit sind nicht nur die deutschstämmigen Namibier gemeint, verfügen immer noch über unzählige Privilegien und enormes Wissen, das die schwarze Bevölkerung nur schleppend einholen kann. Auch wenn seit der Unabhängigkeit schwarzen Namibiern der Zugang zu den Universitäten erlaubt ist, wird es noch sehr lange dauern bis sie die Bildungslücken aufgeholt haben und im eigenen Land bestimmte Positionen übernehmen können. Apartheid verschwindet nicht über Nacht, es ist ein langer beschwerlicher Weg.

Frauen in Namibia

Namibia hat nur rund 1,7 Millionen (circa 51,4 Prozent Frauen) Einwohner und gehört damit zu den am wenigsten bevölkerten Ländern der Welt. Die Bevölkerung wächst rasant um etwa 3,1 Prozent jährlich, womit das Land eine der größten Zuwachsraten der Erde vorweist. Namibia ist ein weites Land, mit einer Fläche von 824 000 Quadratkilometern ist es fast zweieinhalbmal so groß wie Deutschland. Rund zwei Drittel des Landes bestehen aus Trockensavanne, Wüste oder Halbwüste. So ist eines der größten Probleme des Landes der Wassermangel. Die häufigen Dürreperioden sind ein Grund dafür, daß der von vielen nach der Unabhängigkeit erwartete wirtschaftliche Aufschwung ausblieb.

In dem Land südlich der Sahara leben sehr verschiedene Völker. Zu den größten der etwa elf Hauptbevölkerungsgruppen zählen die Ovambos, die Kavango, die Damara, die Herero, die Weißen, die Nama und die Buschmänner. Frauen bilden damit in Namibia keine homogene Gruppe. Der Vielvölkerstaat trägt dazu bei, daß Frauen sehr unterschiedlich leben, arbeiten und denken. Das Themenspektrum ist vielfältig. Aus Platzgründen

können einzelne Bereiche nur angeschnitten werden, obwohl sie ein eigenes Kapitel verdient hätten.

Die Frauenforschung hat in der Zeit nach der Unabhängigkeit enorme Fortschritte gemacht: Wurden vor 1990 kaum Daten über Frauen und deren Lebenssituation gesammelt, führt heute nahezu jede Behörde eine Statistik zum Beispiel über den Schulbesuch von Mädchen oder über Straftaten gegenüber Frauen. Frauenthemen rückten bis heute immer stärker in den Vordergrund. Bis 1990 gab es in der Nationalbibliothek lediglich 257 Titel unter dem Stichwort Frauen, heute sind es bereits über 600. Pionierarbeit zur Geschichte der Frauenbewegung Namibias leistete die Deutsche Heike Becker, die 1992 mit einem Promotionstipendium nach Namibia kam und heute unter anderem für CASS (Centre for Applied Social Sciences) arbeitet. Bemerkenswert sind auch die Veröffentlichungen über die rechtliche Situation von Frauen der aus Südafrika stammenden Juristin Dianne Hubard, die im „Legal Assistant Centre“ (LAC) arbeitet und sich überall einmischt, wo es um die Gleichberechtigung von Frauen oder die Verbesserung ihrer Lebenssituation geht. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte ist die Erstellung von Broschüren in einfachem Englisch zur Rechtssituation.

Eine Bemerkung am Rande: Mit Vorsicht zu genießen sind in Namibia Zahlenangaben jeglicher Art. Teilweise ist die Erstellung der Statistiken nicht nachvollziehbar. Ein allgemeines Meldesystem gibt es zum Beispiel nicht. Auch ist niemand verpflichtet, sich arbeitslos zu melden. Viele Daten stammen aus dem Jahr 1991, das Jahr, in dem die letzte Volkszählung stattfand, und im Grunde weiß niemand so genau, wie hoch die Einwohnerzahl Namibias oder der Städte tatsächlich ist.

Kinder, Küche, Feldarbeit

Zur Zeit leben die meisten Namibier und rund zweidrittel aller Frauen in ländlichen Gebieten (Ovamboland, Kavango, Caprivi). Statistiker prophezeien, daß die Städte in den kommenden Jahren stark anwachsen werden: Im Jahr 2005, vermuten sie, werden fast die Hälfte aller Namibier in Städten leben. Die hohe Arbeitslosigkeit auf dem Land und die schlechten Lebensbedingungen sind Ursache der Landflucht. Es sind hauptsächlich Männer, die aus diesen Regionen in die Städte ziehen, in der Hoffnung dort Arbeit zu finden und Geld zu ihren Familien schicken zu können. Ihre Erwartungen werden oft enttäuscht: Denn viele können sich aufgrund ihrer mangelnden Schul- und Ausbildung in den Städten nicht etablieren. Die zurückgelassenen Frauen und Kinder leben häufig monatelang alleine und nicht selten warten sie vergeblich auf Geld und Rückkehr des Mannes. Denn es ist nicht unüblich, daß ein Mann in der Stadt eine „Zweitfamilie“ gründet. Diese moderne Form der Polygamie bürdet den Frauen eine enorme Verantwortung und Arbeitslast auf: Familien sind mehr und mehr vom Einkommen der Frauen abhängig. Sie müssen nicht nur die körperlich

anstrengende Feldarbeit erledigen, sich um die Erziehung und Ernährung der Kinder sowie um den Haushalt kümmern. Häufig sind sie auch gezwungen, gegen ein geringes Entgelt auf einer Farm zu arbeiten oder Heimarbeit zu verrichten.

Arbeitslosenunterstützung oder Sozialhilfe sind in Namibia unbekannt. Alleinerziehende Mütter können von staatlicher Seite mit keiner finanziellen Unterstützung rechnen. Auch Unterhaltszahlungen für ihre Kinder können sie nur schwer geltend machen. Theoretisch haben sie zwar ein Recht darauf, aber praktisch zahlen die Männer nur selten, denn ohne Meldesystem sind sie nur schwer ausfindig zu machen. Kinderreichtum hat in Namibia einen sehr hohen Stellenwert. Obwohl der Generationenvertrag in dem Sinne, daß die Kinder später ihre Eltern versorgen, bröckelt, bekommt jede Frau durchschnittlich mehr als sechs Kinder. Die Geburtenrate ist auf dem Land höher als in den Städten. Viele junge Frauen sind oft selbst noch Kinder, wenn sie schwanger werden: 36 Prozent aller 18jährigen haben bereits ein Kind oder sind schwanger. Es gilt immer noch als Zeichen für Männlichkeit, wenn ein Mann viele Kinder zeugt, auch mit verschiedenen Frauen. Nicht selten übt ein Mann Druck auf die Frau aus, mit dem Argument, daß sie erst mit einer Heirat rechnen kann, wenn sie ihre Fruchtbarkeit unter Beweis gestellt hat. Viele Frauen lassen sich darauf ein, in der Hoffnung, daß sie einen Mann mit einem Kind an sich binden können. Die Realität sieht anders aus: In dem schwarzen Wohnviertel Katutura in Windhoek leben rund 36 Prozent aller Frauen mit ihren Kindern alleine, im Ovambo-Land sind es sogar 45 Prozent. Die frühen Schwangerschaften haben weitreichende Folgen, denn die jungen Frauen müssen die Schulen verlassen. Damit beginnt ein ewiger Kreislauf: Unzureichende Ausbildung heißt schlechter oder kein Job, schlechte Arbeit heißt wenig Geld und so weiter.

„Theoretisch können Frauen nach der Geburt ihre abgebrochene Ausbildung an einer anderen Schule wieder aufnehmen“, berichtet Annette Gabriel, Redakteurin bei der einzigen Frauenzeitung „Sister Namibia“ des Landes. „Falls sie es schafft, das Kind unterzubringen“, fügt sie skeptisch hinzu. „Früher durfte sie das erst nach zwei Jahren, weil man die Auffassung vertrat, daß sie Verantwortung übernehmen müsse.“ Sister Namibia erscheint seit 1989 alle zwei Monate in einer Auflage von 2 000 Exemplaren. Die Zeitung, die nicht nur durch ihre Inhalte, sondern auch durch ihr professionelles Layout beeindruckt, sorgt für Öffentlichkeit, wenn es um Diskriminierung, Rassismus oder Gewalt gegen Frauen geht. Auch Fragen der Sexualität werden erörtert. Durch die Mehrsprachigkeit haben viele Frauen Zugang zur Zeitung. „Wir wollen mit unseren Artikeln aufklären“, erzählt Annette. Gleichzeitig möchte die Zeitung, die sich explizit als feministisch versteht, Frauen animieren, für ihre eigenen Belange einzutreten. Alleine aus dem Verkauf der Zeitungen kann sich „Sister“ nicht finanzieren, ähnlich wie die zahlreichen NRO ist auch die Zeitung von Sponsoren abhängig. Vorerst ist ihre Finanzierung bis 1998 gesichert. „Teenager-Schwangerschaften sind bei uns ein weitverbreitetes Problem“,

erzählt Annette weiter. 1996 mußten alleine in der Schulregion Ondangwa-Ost 1221 Mädchen wegen ihrer Schwangerschaft die Schule verlassen. Pikanterweise stellte die Schulbehörde der Region fest, daß sich sogar Lehrer an ihre Schülerinnen heranmachten. Diese hatten dafür bessere Zeugnisse oder auch Bargeld erhalten. Ein Einzelfall? Wohl kaum, 1996 wurden 19 Lehrer aus dem Dienst entlassen, weil sie eine Affäre mit einer Schülerin angefangen hatten. Die Zahl wäre noch höher, würden nicht die meisten Lehrer den Eltern eines schwangeren Mädchens Schweigegehd anbieten. Es ist nicht ungewöhnlich, daß junge Frauen für kleine Gegenleistungen oder Bargeld ihre Liebesdienste anbieten. „Prostitution ist unterschwellig im ganzen Land verbreitet“, erzählt zu diesem Thema die Redakteurin Hedwig Hoffmann, die seit längerem versucht, in der eher konservativen deutschsprachigen „Allgemeinen Zeitung“ Frauenthemen zu etablieren. „Selbst Mütter ermutigen ihre Töchter, sich gegen Gefälligkeiten zu prostituieren.“

Viele junge Frauen werden in Namibia aus Unwissenheit schwanger. Zwar haben die meisten etwas über Verhütungsmittel gehört: Familienplanung und Verhütung finden aber trotz zahlreicher Aufklärungskampagnen wenig Akzeptanz. Die wenigen Frauen, die verhüten, nehmen die Pille oder lassen sich Depo-Provera spritzen. In Entwicklungshilfe-Projekten erhalten Frauen diese Verhütungsmittel kostenlos. Im Ombilie-Projekt zum Beispiel, einem Projekt für Buschleute nordöstlich von Tsumeb, kommt einmal monatlich ein mobiles Lazarett und bietet Frauen die Pille oder die Drei-Monats-Spritze an. Depo-Provera hat viele Nebenwirkungen und schützt nicht gegen die Immunkrankheit AIDS. Das wissen viele Frauen nicht. **AIDS-Aufklärung** findet zum Beispiel im Ombilie-Projekt zur Zeit nicht statt, bestätigt Beate Mais-Rische, die Leiterin des Projekts. Für die Zukunft sieht sie darin eine dringende Notwendigkeit.

Junge Frauen sind in Namibia in vielerlei Hinsicht gefährdet: Die Gefahr, daß Mädchen unter 15 Jahren durch Schwangerschaftskomplikationen den Tod finden, ist zehnmal höher als im Alter von 20 bis 29 Jahren. Viel höher ist aber das Risiko, daß eine Frau zwischen 15 und 34 Jahren am **HIV-Virus** erkrankt und stirbt. Denn es herrscht ein tiefes Mißtrauen gegenüber Kondomen. In Namibia sind erschreckende Zahlen über die Ausbreitung des **HIV-Virus** im Umlauf. Vermutet werden zur Zeit mindestens 100 000 Infizierte. Manche sprechen sogar von 150 000 bis 300 000 **AIDS-Kranken**. Fast ein Viertel (22,4 %) aller schwangeren Frauen wurde 1996 in Oshakati, einer Stadt im bevölkerungsreichen Norden des Landes, als HIV-positiv diagnostiziert. Rund ein Drittel dieser Mütter übertragen den Virus auf ihr ungeborenes Kind: Ein im Mutterleib infiziertes Kind hat lediglich eine Lebenserwartung von zwei Jahren.

Bis zum Jahr 2000, so schätzt die Weltgesundheitsorganisation (WHO), werden weltweit zwischen 30 und 40 Millionen Menschen **HIV-infiziert** sein. Länder wie Namibia sind davon in besonderer Weise betroffen, denn mehr als 90 Prozent aller Infizierten werden in den Entwicklungsländern leben. **AIDS-Aufklärung** nimmt in Namibia zwar einen steigenden Stellen-

wert ein, dennoch erkranken immer mehr Menschen an AIDS. Auch die Medien machen zur Zeit wiederholt auf das Problem aufmerksam. Trotz dieser Maßnahmen sind heute unzählige Ammenmärchen über die Krankheit im Umlauf: Viele Menschen sind überzeugt, daß sich nur bestimmte Personen infizieren können oder irgendwelche Verhütungsmittel als Schutz gegen die Ansteckung ausreichen.

Nur wenn schleunigst ein Umdenken im Sexualverhalten stattfindet, kann eine weitere Verbreitung der Seuche verhindert werden. Und das kann für staatliche und private Organisationen nur bedeuten, daß sie ihre Aufklärungsarbeit erhöhen und verbessern müssen. Angaben der WHO, daß seit 1992 mehr als 750 000 HIV-infizierte Babys in Afrika das Licht der Welt erblickten, sprechen für sich.

Frauen fordern Gleichberechtigung

Ob eine Frau in Namibia auf dem Land oder in der Stadt lebt, ist entscheidend für ihren Lebensstandard. Allgemein sind Frauen in den ländlichen Gebieten weniger geschult, häufiger arbeitslos und haben weniger Kaufkraft als Menschen in der Stadt. Frauen in ländlichen Gebieten leben teilweise sehr ursprünglich und sind traditionellen Werten und Ordnungen unterworfen. Nicht immer steht in ihrem Denken der Kampf um Gleichberechtigung im Vordergrund. Ihre Probleme sind oft von allgemeinen politischen Entscheidungen wie einer Landreform, der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit oder der Verbesserung der medizinischen Versorgung abhängig. Viele dieser Frauen, besonders ältere, sind mit ihrer jetzigen Situation zufrieden. Seit Beendigung des Krieges steht für sie der Aufbau der Gesellschaft und Wohlstand im Vordergrund. Jüngere Frauen sind häufig hin und her gerissen zwischen Tradition und modernen Werten.

Die Rollenverteilungen zwischen Männern und Frauen sind streng und lassen sich nicht - selbst wenn beide das wollen - von heute auf morgen verändern. Je nach dem wo eine Frau wohnt, ist der gesellschaftliche Druck auf die Partner groß, wenn diese ihre Rolle tauschen und ein Mann kocht oder plötzlich auf die Kinder aufpaßt. Viele Männer wollen außerdem keine „gebildete“ oder moderne Frau. Sie bevorzugen die traditionelle Ehe, in der die Frau für den Haushalt zuständig ist. Rosa Namises, eine der bekanntesten Frauenaktivistinnen Namibias, bringt es auf den Punkt: „Namibische Männer sind in ihrem Denken sehr rückständig und wollen nicht unbedingt das, was wir Frauen wollen - Unabhängigkeit.“ Rosa arbeitet für das LAC und engagiert sich überall dort, wo es um die Gleichberechtigung von Frauen geht. Zur Zeit ist sie aktiv an der Gründung des „Namibian Women Network“ beteiligt, einer Organisation für Kleinstprojekte von Frauen. Ihre guten Beziehungen zu Institutionen und Persönlichkeiten des Landes nutzt sie, um Gelder für Frauen-Projekte locker zu machen.

Frauen leben in Namibia in einer männerdominierten und patriarchalischen Gesellschaftsform, das hat sich seit der Unabhängigkeit wenig geändert, auch wenn in den vergangenen Jahren einige Fortschritte erzielt werden konnten. Bereits im August 1990 wurde das „Department of Women Affairs“ (DWA) gegründet. Zur Zeit arbeiten in dem Büro, das direkt dem Präsidenten unterstellt ist, vier Frauen und ein Mann. Entscheidungsbefugnisse irgendwelcher Art hat es nicht, es ist nicht mit unserem Frauenministerium vergleichbar. Aufgabe des Büros ist es, die Anliegen der Frauen zu propagieren und dafür Sorge zu tragen, daß zum Beispiel Gesetze in Hinblick auf Gleichberechtigung verändert werden, erzählt mir Eva Rahel Neels, stellvertretende Leiterin des Büros. „Darüber hinaus publizieren wir zahlreiche Broschüren und Informationsmaterial für und über Frauen.“ Das Büro für Frauenangelegenheiten arbeitet eng mit den NRO zusammen und hat Möglichkeiten, Gelder für bestimmte Frauenprojekte zu organisieren. „Seit der Gründung des Büros sind mehr als eine Million Namibia-Dollar (1 N\$ circa 0,39 Mark) in verschiedene Frauenprojekte geflossen“, berichtet Neels. Die wichtigste Veränderung für Frauen seit der Unabhängigkeit sieht sie in der Verbesserung der Ausbildungssituation. „In den nördlichen Gebieten sind zahlreiche neue Schulen entstanden“, sagt sie. Und Tatsächlich spielt Bildung in Namibia seit der Unabhängigkeit eine große Rolle: 1997 werden rund 26 Prozent des Staatshaushalts für das Bildungswesen ausgegeben. Zwischen 1995 und 1996 sind 57 neue Schulen entstanden, die Zahl der Schüler nahm um 2,2 Prozent zu. Auch die Lehrpläne haben sich den Veränderungen im Land angepaßt: So können jetzt mehr Schüler in ihren eigenen Sprachen unterrichtet werden. Afrikanisches Kulturgut wie Tanz und Musik sind Bestandteile des Lehrplans geworden. Was Rahel Neels jedoch verschweigt: Es herrscht immer noch große Ungleichheit in der Ausstattung von Schulen mit Lehrkräften und Lehrmitteln. So kann in Namibia von gleichen Bildungschancen zur Zeit kaum die Rede sein.

Stolz erzählt Neels, daß seit den letzten Wahlen 18 Prozent Frauen im Parlament sitzen. Es gebe immerhin bereits zwei Ministerinnen und zahlreiche Frauen hätten hohe Positionen inne. Zu Recht ist sie stolz darauf, weil in dieser Hinsicht zumindest ein Anfang gemacht wurde. In Wirklichkeit können nur wenige Frauen Namibias an öffentlichen Entscheidungsprozessen teilnehmen. In nahezu allen Arbeitsfeldern, ob in der Privatwirtschaft, in der Verwaltung oder in politischen Gremien - Frauen sind in Führungspositionen unterrepräsentiert oder erst gar nicht vorhanden. Auch das Justizwesen des Landes glänzt durch die fast völlige Abwesenheit von weiblichen Richtern. Nur etwa ein Drittel aller namibischen Frauen arbeiten insgesamt außerhalb des eigenen Haushalts. Von den berufstätigen Frauen sind beinahe die Hälfte im Servicebereich oder als Hausangestellte beschäftigt. In absehbarer Zukunft wird dieses Mißverhältnis kaum beseitigt werden können: Denn auch zur Zeit werden Frauen vorwiegend in frauentypischen Berufen wie als Krankenschwester, Lehrerin oder Haushälterin ausgebildet.

Die kulturellen und traditionellen Benachteiligungen von Frauen sind in Namibia insgesamt nur schwer aufzuweichen, auch wenn die Zahl der Frauen, die sich aktiv für Gleichberechtigung und das Recht auf Teilnahme an der gesellschaftlichen Entwicklung einsetzen, steigt. Es sind hauptsächlich Frauen, die in Städten leben, gebildet sind und dem Mittelstand zugeordnet werden können. Diese Frauen organisieren sich verstärkt und wollen eine Veränderung herbeiführen. Jede politische Partei verfügt inzwischen über eine Frauenorganisation. Die bedeutendsten sind die Frauenliga der Oppositionspartei DTA (Democratic Turnhalle Alliance) und der Frauenrat der Regierungspartei SWAPO (South West Africa People's Organization of Namibia), SWAPO Party Women's Council (SWC). „Frauen müssen in allen Entscheidungsbereichen integriert werden“, fordert Erica Ramakhotla, seit 1996 Generalsekretärin des SWC. „Mit dem Recht zu wählen, haben wir auch das Recht bekommen über Dinge, die uns angehen, zu entscheiden. Wir wollen nicht, daß Männer dieses für uns tun, das funktioniert nicht“, sagt sie weiter. Der SWC repräsentiert die Frauen in der SWAPO. Seine Aufgabe ist es, innerhalb der Partei für eine stärkere Beteiligung von Frauen in Führungspositionen zu sorgen, auch laufen unter seiner Schirmherrschaft landesweite Frauenprojekte. 1992 eröffnete zum Beispiel in Katutura ein Frauenzentrum mit Bibliothek und Tagungsräumen, das allen Frauen zur Verfügung steht.

Auch innerhalb der Kirchen organisieren sich Frauen zunehmend: In Namibia sind 90 Prozent aller Menschen aktive Gläubige. Frauen der drei lutherischen Kirchen Namibias schlossen sich im Mai 1997 unter dem Namen „Philippine“ zusammen. „Unser Ziel ist vor allem“, berichtet die Pastorin und Koordinatorin der lutherischen Einheit, Angela Veii, „die Solidarität unter den Frauen zu stärken.“ Als Ortsgruppe treffen sich in Windhoek einmal monatlich rund 100 Frauen, um aktuelle Probleme zu besprechen. „Spirituelle Themen stehen dabei ebenso im Vordergrund wie Alltägliches oder ein Workshop gegen Gewalt“, erzählt sie weiter. Angela Veii ist übrigens Deutsche und arbeitet seit fünf Jahren in Namibia. Verheiratet ist sie mit einem schwarzen Namibier. Auf die Frage, ob sie diskriminiert würde, antwortet sie nachdenklich: „Es gibt wirklich nur wenig gemischte Paare in Namibia, bis 1989 durften Schwarze und Weiße nicht heiraten. Die meisten Menschen sind sehr freundlich zu uns. Nein, wirklich schwierig war es für uns nur in Deutschland, wo mein Mann und ich uns kennengelernt haben.“

Die verzwickte gesetzliche Lage

Die Verfassung Namibias enthält einen allgemeinen Gleichheitsgrundsatz und verbietet ausdrücklich sexuelle Diskriminierung. Das komplizierte namibische Rechtssystem verbirgt aber eine Menge frauenfeindliche Gesetze. In den vergangenen Jahren wurden die Bemühungen verstärkt,

einige der größten Ungerechtigkeiten zu revidieren. So hatten bis 1996 verheiratete Frauen den Status von Minderjährigen. Ihnen war es in der Regel weder erlaubt einen Vertrag abzuschließen, noch ein Konto zu eröffnen oder einen Kredit zu beantragen. Erst als das Parlament im April 1996 den sogenannten „Married Persons' Equality Act“ verabschiedete, wurde dieser eklatante Widerspruch zum Anspruch in der Verfassung aufgehoben. Der Gesetzentwurf sorgte für großes Aufsehen in der Öffentlichkeit und für heftige Debatten in der Nationalversammlung und im Nationalrat. Denn das Ehegesetz sieht vor, daß der Mann nicht mehr automatisch das Familienoberhaupt der Familie ist. Zahlreiche Männer - darunter auch hochrangige Persönlichkeiten - brachten ihre Empörung zum Ausdruck mit der Begründung, dieses widerspreche der Tradition und der Religion. Ehefrauen dürfen heute nicht nur Transaktionen eingehen, Grundbesitz erwerben und über den gemeinsamen Besitz der Familie verfügen, sondern sich auch selbst vor Gericht vertreten.

Kompliziert macht die namibische Rechtsprechung ein paralleles System. Neben dem allgemeinen Gesetz, welches römisch-holländisch geprägt ist, hat auch das sogenannte Gewohnheitsrecht Gültigkeit. Das Gewohnheitsrecht basiert auf Tradition und ist weder festgeschrieben noch konstant, das heißt, es paßt sich den jeweiligen Veränderungen im Leben einer Gemeinde an. Ein traditionelles Gericht verhängt das Strafmaß. Das Gewohnheitsrecht findet hauptsächlich in ländlichen Gebieten Namibias Anwendung und ist von Region zu Region verschieden. Es darf allerdings weder mit der Verfassung, noch mit dem Strafrecht in Konflikt geraten. Die Rechtsprechungen sind in der Praxis sehr unterschiedlich. Ein Beispiel zur Veranschaulichung: Zeugt ein Mann ein uneheliches Kind, hat die Frau in beiden Rechtssystemen Anspruch auf Unterhalt. Während das Gewohnheitsrecht für ein uneheliches Kind eine einmalige Zahlung, zum Beispiel in Form eines Schafes vorsieht, verhängt das allgemeine Recht regelmäßige Unterhaltszahlungen. So oder so wird die Frau das Kind alleine großziehen müssen, im zweiten Fall hat sie wenigstens eine geringe Chance auf regelmäßige Geldzuwendungen.

Als besonders problematisch erweisen sich heute die matrilinearen Erbregelungen. Früher gaben sie Frauen und ihren Kindern soziale Sicherheit, denn in Krisensituationen - wie beim Tod des Mannes - fand sie Rückhalt bei ihren Familienangehörigen. Heute bröckeln diese Strukturen. In der Ovambo-Region, wo fast die Hälfte aller Namibierinnen lebt, erbt die Familie des Mannes im Falle seines Todes den gesamten Besitz. Seine Kinder und die Witwe gehen leer aus. Die Frau darf lediglich das behalten, was sie einst mit in die Ehe brachte. Stirbt die Frau, erbt auch hier nicht ihr Mann, sondern ihre Kinder und ihre Familienangehörigen. Praktisch bedeutet das für eine Frau, daß sie nach dem Tode ihres Mannes von Haus und Hof vertrieben werden kann und seine Familienangehörigen ihre Wohnung leer räumen. Das ist auch der Fall, wenn der Mann vielleicht jahrelang nicht mehr bei der Familie lebte und die Frau alleine für den Lebensunterhalt sorgen mußte.

Heute wird es Familien nahegelegt, ein Testament zu hinterlassen, in dem sich Eheleute gegenseitig als Erben einsetzen. Dieses sei aber häufig sinnlos, erklärt mir die Juristin Mechthild Rüniger, Beraterin im Justizministerium. „Das Recht hat die Frau dann zwar auf ihrer Seite, meistens hat die Familie des Mannes aber bereits sämtlichen beweglichen Besitz aus der Wohnung geräumt. Die Güter wird die Frau später kaum wiedererhalten.“ Selbst wenn eine Frau nicht von ihrem Land vertrieben wird, muß sie häufig wie in der Ovambo-Region nach dem Tod ihres Mannes ein zweites Mal für das Land bezahlen, auf dem sie lebt. Diese Regelung wurde 1993 von den traditionellen Autoritäten geändert. In der Praxis findet sie kaum Anwendung. Frauen müssen eine Menge Mut unter Beweis stellen, wenn sie sich gegen diese gängige Praxis zur Wehr setzen wollen. Im traditionellen Gericht, das sich hauptsächlich aus Männern zusammensetzt, finden sie keine große Fürsprache.

Auch hinter den unterschiedlichen Formen der Eheschließung verbergen sich Nachteile für Frauen. „Im Prinzip gibt es in Namibia drei verschiedene Arten zu heiraten, die kirchliche, die staatliche und die traditionelle“, erläutert Mechthild Rüniger. Die traditionelle Ehe wird vor den Eltern mit dem sogenannten Brautschatz geschlossen. „Manche Männer versuchen sich später aus einer Ehe herauszuwinden, in dem sie behaupten, das Geschenk sei nur so gewesen“, bemerkt die Juristin. „Denn im Gegensatz zu staatlich geschlossenen Ehen werden traditionelle Eheschließungen nicht registriert und sind daher nur schwer nachzuweisen.“ Kommt es zur Scheidung, gibt es im traditionellen Recht keine einheitliche Regelung. Im Caprivi-Zipfel wird es den Männern leicht gemacht: Er geht einfach zu ihren Eltern und informiert sie über die Scheidung. Möchte sich eine Frau von ihrem Mann trennen, braucht sie dafür die Bestätigung des traditionellen Gerichts. Diesem muß sie ihre Gründe nahelegen. Werden diese akzeptiert, ist sie geschieden, wenn nicht, muß sie ihrem Mann eine Abfindung in Form von Tieren oder Geld zahlen. In anderen Gegenden Namibias muß eine Frau mit Scheidungswunsch den Brautpreis zurückgeben. Wieviel sie zahlen muß, hängt von der Dauer der Ehe und der Zahl der Kinder ab. Einigkeit zeigt das traditionelle Recht zumindest in einem: Nach einer Scheidung muß, die Frau das gemeinsame Haus verlassen und darf nur ihr persönliches Eigentum mitnehmen. Meistens bleibt ihr nichts anderes übrig, als in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren.

Auch staatlich geschlossene Ehen haben ihre Tücken, wenn es zur Scheidung kommt. Zwar ist die Frau hier finanziell erheblich besser abgesichert, aber viele Männer boykottieren die Scheidung, indem sie nicht zum Scheidungstermin erscheinen. „Das ist gängige Praxis“, erzählt die Beraterin, „und leider kann ein Gericht keine Sanktionen bei Nichterscheinen verhängen.“ Eine Scheidung kann in diesem Fall nicht ausgesprochen werden, auch wenn das ehemalige Paar seit Jahren getrennt lebt. In Zukunft soll den Menschen ein Wahlrecht eingeräumt werden“, führt sie weiter aus. „Heiratet man zum Beispiel auf traditionelle Art, ist eine Scheidung auch nur vor einem traditionellen Gericht zu erwirken.“ Insgesamt stellt das parallele

Rechtssystem den Staat vor schwierige Aufgaben. Will man beide Systeme in Zukunft aufrechterhalten, gibt es noch zahlreiche rechtspolitische Probleme zu bewältigen.

Heftig diskutiert wird zur Zeit eine Reform des Abtreibungsgesetzes. Die Diskussionen sind sehr emotional und spalten die Namibierinnen in zwei Lager. In punkto Abtreibung unterliegt Namibia der Südafrikanischen Gesetzgebung von 1976, da das Land bisher kein eigenes Gesetz ratifiziert hat. Abtreibungen sind nur erlaubt, wenn die Gesundheit von Mutter und Kind auf dem Spiel stehen, bei Vergewaltigung, bei Inzest oder Schwangerschaften von geistig Behinderten. In Zukunft soll eine Frau binnen der ersten drei Schwangerschaftsmonate auch ohne die Zustimmung des Vaters eine Abtreibung vornehmen dürfen. Diese Regelung gilt nur begrenzt für Frauen unter 16 Jahren mit Zustimmung der Erziehungsberechtigten. Allgemein wird erwartet, daß die Gesetzesvorlage in absehbarer Zukunft angenommen wird. Denn trotz der kontroversen Meinungen wissen viele, daß sich eine Frau, die ernsthaft kein Kind möchte, kaum durch ein Abtreibungsverbot aufhalten läßt. Darauf weist unter anderem der blühende Abtreibungs-Tourismus nach Südafrika hin.

Gewalt gegen Frauen

Im August diesen Jahres schmeißt ein Taxifahrer die 25jährige Hileni Iyambo während der Fahrt zum Babylon Squatter Kamp aus dem Auto und überrollt sie. Schwerverletzt wird die junge Frau in das nahegelegene Krankenhaus eingeliefert und ist nicht vernehmungsfähig. Eine Frau beobachtet den Vorfall und wendet sich an die Polizei. Dort erlebt sie eine böse Überraschung: Die Polizeibeamten wollen weder ihre Daten aufnehmen, noch Anklage gegen den Taxifahrer erheben. Daß Opfer könne später selber Anzeige erstatten, sagen sie ihr. Und: Sie solle in Frieden ihr Feierabendbier genießen und die Sache auf sich beruhen lassen. Empört wendet sich die Zeugin an die „Namibia Press Agency“ (NAMPA). Die Nachrichtenagentur setzt die Staatsdiener mit gezielter Öffentlichkeitsarbeit so stark unter Druck, daß diese sich später kleinlaut für ihr Verhalten entschuldigen.

Nicht jede Frau in Namibia hat soviel Glück und Fürsprache, wenn sie Opfer einer Gewalttat wird. Auch wenn die Öffentlichkeit Gewaltverbrechen an Frauen und Kindern nicht mehr totschnet. Das ist insbesondere der Initiative der Menschenrechts- und Frauenorganisationen im Land zu verdanken. Mit landesweiten Kampagnen und öffentlichen Anhörungen zum Thema Gewalt versuchen sie die Solidarität unter Frauen zu stärken und Hemmschwellen gegenüber dem Justizwesen abzubauen. Es werden zudem auch spezielle Ausbildungen für Polizeibeamte angeboten, damit diese den Umgang mit Gewalt lernen, zum Beispiel innerhalb der Familie. Frauenorganisationen wie Sister Namibia bieten darüber hinaus psychologische Seminare für Gewaltopfer und Selbstverteidigungskurse an. Seit

der Unabhängigkeit gibt es außerdem einige wenige Einrichtungen für mißhandelte Frauen wie „Women Solidarity“ oder die „Women and child protection unit“, auf deren Arbeit ich noch näher eingehen werde. So positiv diese noch relativ neuen Errungenschaften sind, so wirken sie dennoch wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Denn viele der Seminare und Kampagnen finden nur in Städten statt. Und die wenigen Organisationen, die Frauen in Not Hilfe anbieten, haben sich bisher fast ausschließlich in der Hauptstadt angesiedelt und sind für Landfrauen kaum erreichbar. Angesichts der geringen finanziellen Mittel, die von staatlicher Seite zur Verfügung gestellt werden, wird auch in absehbarer Zukunft keine wesentliche Verbesserung erzielt werden können.

In Namibia ist Gewalt in der Familie ein weitverbreitetes Problem. Die meisten Frauen stehen ihm hilflos und alleine gegenüber. In ihren Lebensgemeinschaften können sie kaum auf Verständnis hoffen, denn traditionell hat ein Mann das Recht, seine Frau zu schlagen. Experten schätzen, daß rund 30 Prozent aller Frauen regelmäßig geprügelt werden. Außenstehende mischen sich nur selten in diese „Familienangelegenheiten“ ein. Selbst die Polizei greift nur zögerlich ein. Viele Beamte vertreten noch heute die Ansicht, dies sei eine Angelegenheit, die innerhalb der Familie bereinigt werden müsse. Trotz aller Bemühungen werden Jahr für Jahr mehr Gewalttaten innerhalb der Familie registriert. Sie steigen stetig an wie die Kriminalitätsrate parallel zu Alkohol und Drogenkonsum. Die hohe Arbeitslosigkeit und die immer größer werdende Armut ganzer Bevölkerungsgruppen sind entscheidende Faktoren für diese Entwicklung.

Auch die Vergewaltigungsrate entwickelt sich zunehmend besorgniserregend. Die Opfer sind Frauen jeden Alters, aber in jüngster Zeit auch Kleinkinder und Säuglinge. So absurd dies für unsere Ohren klingen mag: Grund dafür ist ein von Medizinmännern verbreitetes Ammenmärchen, das besagt, ein HIV infizierter Mann könne geheilt werden, wenn er Sex mit einem unschuldigen Kind hat. Kindesentführung mit anschließendem Mißbrauch gehören in Namibia seitdem beinahe zur Tagesordnung. Das jüngste Opfer war gerade 17 Monate alt. Es wurde in der Nähe von Ondangwa im Norden des Landes aus einem Kraal gestohlen: Erst am nächsten Morgen fanden Nachbarn das Kind schwerverletzt, mit gerissener Vagina und zerstörtem Darm, anhand einer Blutspur: Nur durch komplizierte Operationen wird das Mädchen später ein halbwegs normales Leben führen können. Die Grausamkeit solcher Verbrechen löste eine landesweite Welle der Empörung aus. Im Juni und Juli protestierten in Windhoek wöchentlich Frauen- und Hilfsorganisationen gegen die Eskalation von Gewalt gegen Frauen und Kinder. Ihre Forderungen sind deutlich: Sie wollen schärfere Kautionsbedingungen und höhere Strafen für Vergewaltiger. Denn der Gesetzgeber hat es seit der Unabhängigkeit versäumt, härter gegen die Täter vorzugehen.

Nur etwa jede 20. Vergewaltigung wird zur Zeit in Namibia angezeigt. Die Gründe dafür sind vielseitig. Einerseits einigen sich in ländlichen Gebieten die betroffenen Familien häufig untereinander auf Zahlung einer

Entschädigung. Dieses Vorgehen hat der Gesetzgeber zwar untersagt, entspricht aber dem sozialen Brauch. Andererseits trägt das unzureichende Rechtssystem, der Mangel an Kooperation zwischen Polizei und der Justiz sowie die gängige Rechtspraxis erheblich zur hohen Dunkelziffer bei. So ist es kein Einzelfall, daß die Verurteilung eines offensichtlichen Täters an bürokratischen Angelegenheiten scheitert. Hier ein Beispiel: Bei der Aufnahme der Tat ergeben sich erhebliche Sprachschwierigkeiten. Denn nach namibischem Gesetz muß das Protokoll in Englisch aufgenommen werden. Es bildet später die Grundlage für die Verteidigung. Nicht immer spricht aber ein Beamter die Sprache des Opfers oder hinreichend Englisch. Die Aussage muß somit häufig mehrmals von eine Sprache in die andere übersetzt werden. Durch die Sprachbarrieren schleichen sich regelmäßig Widersprüche ins Protokoll. Ein Anwalt, der sein Handwerk versteht, hat gute Aussichten, die Aussagen des Opfers - besonders dann, wenn es sich um ein Kind handelt - im Kreuzverhör in Frage zu stellen.

Frauen und Kinder müssen in Namibia viel erdulden, wollen sie sich gegen ihre Peiniger zur Wehr setzen. Ohne Rücksicht auf ihre geschundene Psyche werden sie durch die Mühlen der Justiz gedreht. Besonders Kinder haben unter der gängigen Verfahrensweise zu leiden: In den meisten Fällen erhalten sie vor dem Verhör keine psychologische Beratung. Im Gerichtssaal werden sie brutal mit dem Angeklagten konfrontiert. Reformen scheinen hier in vielerlei Hinsicht dringend erforderlich.

Die „Women and child protection unit“

Das Zentrum für mißbrauchte Frauen und Kinder ist Ergebnis eines runden Tisches, an dem sich nach der Unabhängigkeit verschiedene Ministerien und NRO versammelten. „Ziel war es, einen Ort zu schaffen, an dem mißhandelte Frauen eine bessere und freundlichere Atmosphäre vorfinden konnten als bisher“, erzählt Magda Oliphant, die leitende Sozialarbeiterin des Windhoeker Zentrums. Vergewaltigte Frauen mußten sich zuvor direkt an die Polizeistationen wenden. „Dort begegneten ihnen Männer, die ihnen wenig Verständnis entgegen brachten und nicht wußten, wie sie mit Gewaltopfern umgehen sollen“, schildert Oliphant die Situation. „Frauen mußten den Tathergang vor den Beamten wiederholen, mußten sich oftmals spöttische Bemerkungen anhören und nur selten waren weibliche Polizisten oder Ärzte anwesend. Dieser Zustand war unerträglich.“

Am 12. Juli 1993 eröffnete die erste „Women and child protection unit“ am Windhoeker Krankenhaus in Katutura. Der Ort ist günstig, denn er liegt auf dem Weg in die Stadt und damit auf der Route der Taxifahrer. Zudem können Frauen, falls notwendig, direkte medizinische Versorgung erhalten. „Zur Zeit arbeiten hier mit mir drei Sozialarbeiterinnen“, sagt Magda. Magda kommt ursprünglich aus Südafrika. Erst 1983 ging sie nach Namibia, um dort in ihrem Beruf zu arbeiten. Als Leiterin ist sie für die gesamte

Koordination des Projekts zuständig: Sie besorgt Spendenmittel, nimmt an Diskussionen teil und macht die Öffentlichkeitsarbeit. Ihr bleibe daher nur wenig Zeit für die Opfer, fügt sie bedauernd hinzu. Das Zentrum leidet unter chronischer Unterbesetzung, denn das Geld von ~~seiten~~ des Staates ist knapp bemessen und reicht nicht für weiteres Personal. Ohne Sponsoren geht im Zentrum nichts: Der Hauptsponsor UNICEF stellt neben Geld auch Möbel und technisches Material wie Computer zur Verfügung. Parallel zu Windhoek eröffnete 1993 eine weitere Einrichtung in Oshakati, 1994 folgte Keetmanshoop, im Februar 1997 Walvis Bay. Zur Zeit laufen Verhandlungen und Gespräche in Rundu. Alle Einrichtungen suchen die Zusammenarbeit mit den NRO. Zweck dieser Kooperation ist es, durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit auf den Ist-Zustand und die Situation von mißhandelten Frauen und Kindern aufmerksam zu machen. „Heute bringen die Polizeistationen vergewaltigte oder mißhandelte Frauen direkt zu uns“, sagt die Leiterin über die bislang erreichten Verbesserungen. „Sie erhalten hier die erste medizinische Versorgung und psychologische Betreuung.“ Das Zentrum ist allerdings nur tagsüber geöffnet. Nachts finden Frauen in den Frauenhäusern im Windhoeker Stadtteil Khomasdal und in Windhoek-West Hilfe. Monatlich registriert Magda in der Hauptstadt zwischen 30 und 40 Vergewaltigungs-Fälle. Nur selten käme es zu einer Anklage, fügt sie hinzu. Die Frauen sähen häufig keinen Sinn darin, den Täter anzuzeigen, besonders wenn er aus der eigenen Familie stamme. Auch scheuten viele Frauen die Öffentlichkeit. „Ihnen ist es einfach peinlich, was ihnen angetan wurde.“ Die Sozialarbeiterinnen nehmen jeden Vorfall schriftlich auf. Problematisch erweist sich, daß diesem Bericht vor Gericht häufig wenig Beachtung geschenkt wird. „Dem Gericht ist es letztendlich frei gestellt, ob es ihn anerkennt“, erzählt Magda wütend.

Das Zentrum wird fast ausschließlich von schwarzen Frauen aufgesucht. „Weiße Frauen suchen bei uns nur in Ausnahmefällen Hilfe“, sagt Magda, „und nur dann, wenn es ihnen finanziell schlecht geht.“

Insgesamt fehle es der Einrichtung an Personal und Geld für Aufklärungsarbeit und Fortbildungsmaßnahmen. Die Sozialarbeiterinnen gingen zwar teilweise mit Programmen an die Schulen, aber dies sei viel zu wenig. Dem Personal, vor allem Ärzten und Polizeibeamten, fehle es immer noch an gezielter Ausbildung. Auch eine psychologische Behandlung der Gewaltopfer sei im Nachhinein nahezu ausgeschlossen. Dieses betreffe auch Kinder. Vergewaltigungs-Fälle, in denen Kinder verwickelt sind, machen Magda besonders zu schaffen. „Wir versuchen, die Kinder auf spielerische Weise zum Reden zu bringen und das Geschehene aufzuarbeiten“, erzählt sie, „mehr können wir nicht tun.“ Kinder würden einfach zu oft sich selbst überlassen. Alleinerziehende Mütter, und das seien in Namibia zwischen 50 und 60 Prozent aller Mütter, wären gezwungen arbeiten zu gehen und müßten ihre Kinder tagsüber oft alleine zu Hause lassen. Außerhalb ihrer Kontrolle wären es gerade Nachbarn oder Verwandte, die sich in der Abwesenheit an die Kinder heranmachen. Laut Gesetz sei Sex mit Minderjährigen zwar strafbar, aber im traditionellen Recht sei dieses nach

der ersten Menstruation eines Mädchens erlaubt. Die Leiterin ist fest davon überzeugt, daß dieser Bruch zwischen Gesetz und Tradition zu der Vielzahl von sexuellen Übergriffen an Kindern und jungen Frauen beiträgt.

Die Frauenberatungsstelle „Women Solidarity“

Women Solidarity ist eine NRO und wurde 1989, kurz vor der Unabhängigkeit, gegründet. Sie war die erste Einrichtung in Namibia, die sich um vergewaltigte oder mißhandelte Frauen kümmert. Das Büro befindet sich direkt im schwarzen Viertel Katutura von Windhoek im Hauptquartier des „Council of Churches in Namibia“ (CCN). Women Solidarity bietet Tag und Nacht telefonische Beratung an. Tagsüber kann das Büro aufgesucht werden. Auf Wunsch machen die Mitarbeiterinnen auch Hausbesuche. Da der Organisation ein kleiner Bus zur Verfügung steht, können die Mitarbeiterinnen direkt in Notsituationen eingreifen. Für die Beratungsstelle arbeiten zur Zeit drei festangestellte Frauen. Sonia Carew ist seit zwei Jahren für die Organisation tätig. Die Soziologin ist für das Management zuständig, gibt aber auch Kurse. Denn Women Solidarity bietet Workshops und Seminare für alle interessierten Kreise an, zum Beispiel Schulen, Frauen-Gruppen oder professionelle Personengruppen wie Polizeibeamte, die mit dem Problem der Gewalt an Frauen und Kindern konfrontiert werden. Die Workshops sollen das Gespür für Gewaltsituationen schärfen und Frauen davor bewahren, in solche zu gelangen. Auch soll erreicht werden, daß Frauen lernen, über Gewalt zu reden. Women Solidarity versucht darüber hinaus überall präsent zu sein, wo es um die Besserstellung von Frauen geht. Mit Öffentlichkeitsarbeit und internen Studien wie über die Situation vergewaltigter Frauen in den Gerichten, machen sie auf Probleme aufmerksam und üben so Druck auf Regierung und Gesellschaft aus. Women Solidarity versucht auch über die Hauptstadt hinaus Hilfe zu leisten. „Wir fahren auch in ländliche Gebiete, wenn uns ein Fall von Mißhandlung zu Ohren kommt“, erzählt Sonia über ihre Arbeit. Tatsächlich wenden sich nur wenige Frauen außerhalb Windhoeks an Women Solidarity. Viele wissen nicht einmal, daß es diese Institution gibt.

Aus einem Gespräch mit Gisela Haoses

Als ich Gisela anrufe, ist sie sofort bereit, mich in der Windhoek City zu treffen. Wie ich sie erkennen würde? Kein Problem, sagt sie, sie wäre eine sehr runde und große Frau und nicht zu übersehen. Gisela, die mich mehr als eineinhalb Köpfe überragt, ist in der Tat eine imposante Persönlichkeit, offen lächelt sie mir entgegen. Sie ist in Begleitung einer jungen, modern gekleideten Frau. Dies sei ihr „Baby“, sagt sie, und meint damit ihre jüngste 21jährige Tochter Cookie. Gisela ist Mitarbeiterin von Women Solidarity. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren erwachsenen Kindern in einem kleinen

Haus im Windhoek Stadtteil Katutura. Vor einigen Jahren begann sie ihre Tätigkeit bei der Beratungsstelle, zunächst als ehrenamtliche Mitarbeiterin, später wurde daraus eine feste Stelle. Gisela ist die Ernährerin der Familie. „Mein Mann ist arbeitslos“, erzählt sie, „mit 56 Jahren hat er keine Chance neue Arbeit zu finden.“ Neben ihrer Tätigkeit in der Einrichtung betreut Gisela ihre zwei Enkelkinder (fünf Jahre und 16 Monate). Zwei ihrer Töchter arbeiten als Lehrerinnen auf Farmschulen und kommen nur am Wochenende nach Hause. Ihre Tochter vermisse ihre Kinder, aber die Familie müsse in diesem Punkt zusammenhalten. „Geldverdienen hat absoluten Vorrang in Namibia, gute Jobs sind selten, vor allem gut bezahlte.“ Cookie, ihre Jüngste, hatte Glück. Ein Stipendium ermöglichte ihr ein dreijähriges Studium. Sogar in Deutschland sei sie als Jugendliche mit Hilfe der Kirche für einige Wochen gewesen.

Für Women Solidarity arbeiten neben den drei Festangestellten eine ganze Reihe ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Praktikantinnen. „Alle zwei Wochen treffen wir uns, um über aktuelle Probleme und Aktionen zu sprechen“, erzählt Gisela über die Strukturen der Organisation. Die Gruppe setzt sich aus Frauen der unterschiedlichsten Berufe zusammen, von Juristinnen bis Ärztinnen. „Einen Chef gibt es bei uns nicht“, berichtet Gisela, „wir sind alle gleichermaßen für die Beratung von Frauen zuständig. Und das ist harte Arbeit, denn keine Frau wird abgewiesen, egal wann sie anruft.“ Gisela unterstützt die hilfesuchenden Frauen bei bürokratischen und juristischen Angelegenheiten, aber auch bei der Wohnungssuche. Women Solidarity arbeitet dabei eng mit beiden Frauenhäusern Windhoeks zusammen. Gisela bedauert nur, daß die Adressen der Häuser allgemein bekannt seien, so daß es immer wieder zu Problemen mit den Männern käme. „Unsere Männer sehen Frauen immer noch mehr als ihr Eigentum an, nicht als eigenständige Persönlichkeiten“, sagt sie. „Erst seit mehr Frauen berufstätig sind, lassen sie sich häufiger von ihren gewalttätigen Männern scheiden.“ Dennoch sei es eher die Norm, daß mißhandelte Frauen gezwungen seien bei ihren Männern zu bleiben. Gisela glaubt fest daran, daß alles im Leben möglich ist, wenn man nur will. Sie hätte niemals eine Schule besucht, habe als Näherin angefangen und sich mühsam alles selbst beibringen müssen. Ihre Arbeit bei Women Solidarity sei sehr wichtig für sie. Auf die Frage, was passieren würde, wenn die finanziellen Mittel aus Holland und Deutschland eines Tages ausblieben, antwortet sie: „Bis 1998 ist das Überleben von Women Solidarity gesichert. Was bleibt uns schon anderes übrig, als zu hoffen, daß wir auch danach Spenden erhalten, um unsere Arbeit fortsetzen zu können?“

Die „Young Buchtens Women Solidarity“ in Lüderitz

Ganz im Süden des Landes, in der Hafenstadt Lüderitz, haben sich vor circa einem Jahr zehn Frauen zusammengefunden, um eine zweite Frauenberatungsstelle, die „Young Buchtens Women Solidarity“, ins Leben zu

rufen. Die Arbeitslosigkeit in Lüderitz ist hoch, auch wenn die Stadt mit dem wachsenden Tourismus eine Renaissance erlebt. Um den historischen Stadtkern gruppieren sich die beiden Siedlungen für Schwarze, Nautilus und Benguela: Beide Townships demonstrieren augenfällig die große Armut der Bewohner und offenbaren den sozialen Brennpunkt. „Es gab schon einmal den Versuch, eine Organisation für Frauen aufzubauen“, berichtet Sister Shehepo, eine der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen der Vereinigung, „das scheiterte an der Finanzierung sowie am Desinteresse der Frauen.“ Da ein festes Büro und bekannte Ansprechpartner fehlen, ist es bis heute schwierig, etwas über die Arbeit der Young Buchters in Erfahrung zu bringen. Die Institution befindet sich am Anfang, auch die Zusammenarbeit mit anderen NRO ist von daher eher gering. Die Gruppe bemüht sich zur Zeit intensiv um staatliche Gelder, denn ihr langfristiges Ziel ist es, ein Büro aufzubauen und Mitarbeiterinnen einstellen zu können. Die zehn aktiven Frauen treffen sich regelmäßig und wöchentlich. Sie alle bieten in ihrer Freizeit mißbrauchten Frauen Hilfe an. „Eines unserer Hauptanliegen ist die Gewaltopfer zum reden zu bringen“, erzählt Schwester Shehepo. „Wir klären vergewaltigte Frauen über ihre Rechte auf und wollen sie dazu bringen zur Polizei zu gehen.“ Auch für mißbrauchte Kinder setzt sich die Gruppe ein. „Viele Frauen wissen nicht, was sie tun sollen oder an wen sie sich wenden können. Ihnen fällt es zum Beispiel schwer Familienmitglieder anzuzeigen“, erzählt sie über die Problematik. „In all diesen Situationen sind wir für die Frauen da.“ Das Gewaltpotential in Lüderitz ist hoch: Fast täglich werden neue Fälle von Vergewaltigungen und Mißhandlungen bekannt. „Die AIDS-Rate liegt hier inzwischen bei über 20 Prozent“, sagt die Krankenschwester. Daher konzentrierte sie sich zur Zeit auf die Schulung von jungen Frauen. Die engagierte Frau verbindet damit große Hoffnungen. Einerseits wünscht sie sich, daß Frauen lernen, wie eine Infizierung vermieden werden kann. Andererseits baut sie darauf, daß ihre Aufklärungsarbeit zur Stärkung des Selbstwertgefühls junger Frauen beiträgt, so daß diese sich in Zukunft Gewalt von Männern nicht mehr so leicht gefallen lassen.

Zu Besuch im Windhoek Shelter-House

Windhoek hat seit 1995 ein kleines Frauenhaus. Es bietet insgesamt 20 Frauen mit Kindern Platz. Das Haus ist vollständig eingerichtet und verfügt über mehrere Zimmer, einen Aufenthaltsraum sowie Küche und Badezimmer. Es soll Frauen und Kindern in Notsituationen für eine kurze Zeit Unterschlupf bieten. Jede Frau kann bis zu drei Monaten im Haus bleiben, muß sich aber während des Aufenthalts um eine neue Bleibe kümmern. Finanziert und unterhalten wird das Shelter-House von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit. Die Frauen zahlen zur Zeit lediglich einen Minibetrag von 20 N\$ wöchentlich für Essen. „In Zukunft soll sich das Haus einmal selber tragen“, erzählt Mechthild Rüniger, die Beraterin aus

dem Justizministerium. Sie half beim Aufbau des Projekts und bei der Organisation von Geldern. Im **Shelter-House** arbeiten zwei Hausmütter jeweils im Wechsel zwölf Stunden. Über ihre Arbeit erzählt die Hausmutter Joey Swartz: „Wir helfen wo wir können, führen Gespräche mit der Polizei oder mit Institutionen wie **Women Solidarity**. Wir kümmern uns um die Kinder, kochen und versuchen den Frauen zur Seite zu stehen. Außerdem muß das Telefon ständig besetzt sein.“ Ehrenamtliche Helferinnen haben das Haus momentan noch keine, da das Projekt im Vergleich zu anderen noch relativ unbekannt sei, fügt die Hausmutter bedauernd hinzu. So wäre Urlaub für sie zur Zeit nicht drin. Joey Swartz ist zwar keine ausgebildete Sozialarbeiterin, wurde aber für ihre neue Aufgabe geschult. „Die Frauen, die zu uns kommen, haben es nicht leicht“, berichtet sie. Innerhalb der Einrichtung seien sie relativ sicher, aber außerhalb des Hauses könnten sie die Frauen nicht beschützen. So hätte vor kurzem ein Mann seiner Frau bei der Arbeit aufgelauert. „Der Mann hat die Frau mit mehreren Messerstichen niedergestochen“, erzählt sie wütend, „schwer verletzt liegt sie jetzt im Krankenhaus.“ Ihre zwei Töchter werden unterdessen weiterhin im **Shelter-House** versorgt. Im Frauenhaus herrscht eine Atmosphäre des Kommens und Gehens. „Es gibt Frauen, die bleiben nur zwei Tage hier“, schildert Joey den Alltag in der Einrichtung, „andere bleiben mehrere Wochen, bis sie eine andere Bleibe und vielleicht auch Arbeit gefunden haben. Es gibt Monate, da sind wir voll belegt und dann gibt es wieder Wochen, da sind lediglich zwei Frauen mit Kindern hier.“ Abweisen mußte das Frauenhaus bisher noch keine Frau. Erst langsam spricht es sich herum, daß Frauen in dem Projekt Hilfe finden können. Das **Shelter-House** in **Windhoek-West** ist zur Zeit das einzige offizielle Frauenhaus Namibias, neben einem sehr kleinen Frauenhaus, das von der Kirche unterhalten wird.

„Ich bin ein Kind des Landes und spreche zufällig deutsch“: Ein Gespräch mit Michaela Hübschle

Zwischen zwei Terminen empfängt mich die vielbeschäftigte Vizeministerin für Justizvollzug und Rehabilitation. Michaela Hübschle ist eine ungewöhnliche Frau: Die weiße, deutschstämmige Namibierin ist seit 1989 aktives Mitglied der **SWAPO** und darüber hinaus eine der wenigen Frauen Namibias in einem hohen politischen Amt. „Es war kein leichter Weg“, erzählt sie. „Als mein Name auf der **Swapo-Wahlliste** erschien, bin ich von vielen beschimpft worden.“ Besonders die Weißen behandeln sie bis heute als Nestbeschmutzer. So darf die Vizeministerin einige Geschäfte von Weißen immer noch nicht betreten. Dieses engstirnige Denken bedauert sie sehr: „Ich bin für die ein rotes Tuch. Die Leute begreifen nicht, um was es geht, daß wir alle an einen Strang ziehen, daß es um Versöhnungspolitik geht.“ Michaela Hübschle wuchs in einem sehr toleranten Elternhaus auf, obwohl sie die typischen Systemschulen besuchte. Schon als junger

Mensch sei ihr klar geworden, daß sie etwas gegen die Ungerechtigkeit im Land tun müsse. Sie habe sich aber auch gesagt: „Wenn Du hier überleben willst, in dieser Gesellschaft, dann mußt du dir ein ganz dickes Fell anschaffen.“ So habe sie schließlich angefangen, sich politisch zu engagieren. Mehr Toleranz und Flexibilität wünscht sie sich heute von beiden Seiten, von Schwarzen und Weißen. Wehement wehrt sie sich gegen das **Schwarz-Weiß-Denken** in der Gesellschaft. Sie fühle sich in erster Linie als Namibierin. „Ich bin ein Kind des Landes und spreche zufällig deutsch“, sagt sie entschieden.

Ihre Arbeit läßt der Vizeministerin inzwischen wenig Zeit für aktive Frauenpolitik, auch wenn sie die positiven Veränderungen im Land beobachtet. „Im Gefängnis ja, da versuche ich bewußt Programme für Frauen zu initiieren“, sagt sie. Insgesamt gibt es in Namibia nur sehr wenige inhaftierte Frauen. Die Zahl schwankt landesweit zwischen 85 und 100. Im Windhoeker Gefängnis saßen zum Beispiel im September 1997 1071 Männer ein und lediglich 37 Frauen mit drei Kindern. Die Mehrheit dieser Frauen wurde wegen schwerer Verbrechen wie Mord verurteilt. Diese Frauen sind teilweise jahrelang mißhandelt worden, bevor sie gewalttätig wurden. „Viele der inhaftierten Frauen sind wirklich verbittert, und da eine Verständigung zu erreichen ist nicht immer leicht“, erklärt die Vizeministerin. „Es ist schwierig, sie zur Teilnahme an Projekten zu motivieren.“ Inzwischen wird in einigen Gefängnissen mit den Frauen geschneidert. „Zunächst haben die Frauen sehr zurückhaltend reagiert, aber inzwischen sprechen einige Frauen sehr gut darauf an“, erzählt sie weiter. Den inhaftierten Frauen ist es erlaubt, ihre Kinder bis zum zweiten Lebensjahr bei sich zu behalten. Danach werden die Kinder in der Regel bei Familienangehörigen untergebracht. „Ich habe schon oft gehört, dies hätte einen Einfluß auf die Persönlichkeit des Kindes“, sagt die Vizeministerin. „Aber das stimmt nicht. Es ist mit der Mutter zusammen. Es hat Spielzeug dort, es bekommt so viel Zuwendung, weil die Mutter eben in dieser Situation ist, aus der sie nicht heraus kann.“ Sie fände daran nichts verkehrt, wenn man ein Baby bei seiner Mutter ließe. Für die Vizeministerin ist dieses ein fester Bestandteil moderner Gefängnispolitik, die sie im Land vorantreiben möchte.

„Insgesamt sind die Frauen im Land sehr viel aktiver geworden und sind sich ihrer Rolle bewußter, die sie in der Gesellschaft spielen können“, berichtet sie. Auch wenn in den ländlichen Gebieten immer noch traditionelles Denken vorherrsche. Viel mehr kann man, ihrer Ansicht nach, noch nicht erwarten. „Das ist ein Prozeß der stattfinden muß“, sagt sie. „Es geht ja auch nicht darum sich gegen die Männer zu stellen, sondern mit ihnen einen gemeinsamen Weg zu finden.“ Am Anfang war sie enttäuscht, da nach der Unabhängigkeit kein Frauenministerium eingeführt wurde. Aber inzwischen hätte sie erkannt, daß damit auch schnell Dinge abgetan werden, nach dem Motto: Da ist ein Ministerium, die sollen sich darum kümmern. Heute setzt sich die Vizeministerin dafür ein, daß der Einfluß von Frauen in allen Ministerien und auf allen Ebenen erhöht wird. Sie bedauert zwar,

daß es nur zwei Ministerinnen im Lande geben würde, aber damit stände Namibia immer noch besser da als andere afrikanische Länder. Optimistisch fügt sie hinzu: „Der Präsident hat immerhin ein Zeichen gesetzt, indem er mich in einem frauenunspezifischen Ressort zur Vize-Ministerin ernannt hat.“

Entwicklungshilfe für Frauen

Seit der Unabhängigkeit engagieren sich eine Vielzahl von Organisationen in Namibia: Sie versuchen mit verschiedenen Projekten Hilfe zu leisten und den Aufbau des Landes voranzutreiben. Fast immer sind darunter auch Programme für Frauen. Sie haben zum Ziel Frauen auszubilden, sie zu fördern und ihnen längerfristig eine Existenz zu ermöglichen. Manchmal finanzieren Organisationen wie die Friedrich-Ebert-Stiftung auch Studien und Vorträge aus dem Bereich der Frauenforschung. Die Zusammenarbeit zwischen den NRO, den staatlichen Organisationen sowie engagierten Privatpersonen ist nicht so gut wie allgemein behauptet wird, auch wenn es punktuell zur Zusammenarbeit und Kooperation kommt. Die einzelnen Organisationen trennen unterschiedliche Weltanschauungen und Auffassungen darüber wie, wo, wodurch und wann am besten Hilfe geleistet werden kann. Auch Eifersüchteleien unter den einzelnen Institutionen sind nicht ungewöhnlich. Sich durch den Dschungel der Projekte zu arbeiten ist schwierig. Es gibt keine umfassenden Listen oder Aufstellungen: Neue Programme starten mit der Bewilligung von Geldern, andere scheitern stillschweigend oder sind von der Initiative einzelner Menschen abhängig. Die Öffentlichkeitsarbeit hält sich allgemein in Grenzen. Die folgenden drei Projekte verfolgen sehr unterschiedliche Ansätze von Entwicklungshilfe. Jedes für sich kann kleinere und größere Erfolge vorweisen.

Die Arbeit der „Private Sector Foundation“

Die Private Sector Foundation (PSF) arbeitet seit über siebzehn Jahren in Namibia. Sie konzentriert sich auf die Förderung des Kleingewerbes. Die vergangenen drei Jahre zählen zu den erfolgreichsten der Organisation: Sie ist von einer kleinen NRO mit fünf Angestellten auf eine inzwischen landesweit tätige Institution mit über 30 Mitarbeitern angewachsen. 1996 konnte sie Rekordzahlen verbuchen: Noch nie zuvor hatten so viele Menschen an ihren Kursen teilgenommen und Kredite erhalten. Der Erfolg der Organisation mag darin liegen, daß die Teilnehmer nichts geschenkt bekommen, sondern sich aktiv um ihr eigenes Wohl und den Aufbau ihrer Existenz kümmern müssen. Das Konzept der PSF ist denkbar einfach: Die PSF veranstaltet landesweite Trainingsprogramme für eine geringe

Gebühr von 20 N\$. An fünf Vormittagen lernen die Teilnehmer erste Grundkenntnisse über Marketing und Management. „Wenn ein Kursleiter das Gefühl hat, daß ein Teilnehmer besonders geeignet ist, darf er vor das Kredit-Komitee treten und für ein Vorhaben Geld beantragen“, berichtet Charles Truebody, Leiter der PSF. „Die Bereiche, in denen sie sich selbständig machen können, sind sehr verschieden. Im Prinzip ist alles möglich: Nähen von Schuluniformen, ein Frisiersalon, Kochen von Mahlzeiten, die am Straßenrand verkauft werden, Verkauf von Getränken oder Obst.“

Der erste Kredit beläuft sich auf 500 N\$ und muß in Monatsraten innerhalb eines Jahres zurückgezahlt werden. „Falls das nicht geschieht“, so Truebody, „haben wir wenig Möglichkeiten. Wir können zwar vor Gericht gehen, wollen dieses aber möglichst vermeiden. Wir appellieren an die Solidarität des Kreditnehmers, denn ohne seine Rückzahlungen können wir längerfristig nicht weiterarbeiten. Zudem geben wir Hilfestellung und versuchen herauszubekommen, wo die Schwierigkeiten liegen.“

Hat ein Teilnehmer den Kredit pünktlich zurückgezahlt, kann er weitere Gelder beantragen, dann bereits in Höhe von 1000 N\$ und so weiter. Den Kredit gibt es nicht zinslos: Zwei Prozent monatlich müssen die Teilnehmer für das geliehene Geld zahlen. Das erscheint hoch: Damit liegt der Zinssatz aber immer noch unter dem der Banken. Diese haben wenig Interesse an der Vergabe von Kleinkrediten. Der Kosten- und Arbeitsaufwand lohnt sich für sie kaum. Und wer keine Sicherheiten bieten kann, wie die meisten Namibier, erhält grundsätzlich keinen Kredit.

Die PSF finanziert ihre Arbeit unter anderem durch Gelder aus Amerika, Südafrika, Kanada, Schweden und Deutschland. An den Kursen kann jeder Namibier teilnehmen, überwiegend zeigen aber Frauen Interesse an den Programmen: So vergibt die PSF mehr als 80 Prozent ihrer Kredite an Frauen. Viele von ihnen sind alleinerziehende und arbeitslose Mütter, die auf dem öffentlichen Arbeitsmarkt keinerlei Chance haben. Das Startkapital der PSF ist für die meisten Frauen die einzige Möglichkeit eine Existenz aufzubauen.

Insgesamt arbeiten bei der Organisation 21 Trainer, davon sind 19 Frauen. Sie sind in den Außenbüros in Ongwediwa, Katutura, Mariental und Keetmanshoop tätig. Auch die Trainer erhielten ihre Ausbildung bei der PSF. In sechsmonatigen Kursen wurden sie auf ihre Ausbildungstätigkeit vorbereitet. „In den vergangenen Jahren haben rund 4 000 Namibier an unseren Kursen teilgenommen“, berichtet Charles Truebody. „2 795 Menschen haben in diesem Zeitraum Geld von uns erhalten. Insgesamt konnten wir Kredite in Höhe von 1,46 Millionen N\$ auszahlen.“ Auf die Frage, warum ein Weißer die Institution leitet, antwortete er lächelnd: „Es braucht Zeit. Unsere Organisation hat in den vergangenen Jahren beachtliches geleistet. Ich bin der einzige Weiße hier. Fast alle Mitarbeiter kamen ohne Ausbildung zu uns und haben erst hier den richtigen Background erhalten. Im Moment sind noch viele Weiße Leiter von Institutionen, das wird sich erst in der nächsten Generation ändern.“

Ein Tag im „Goudini Cor Trust“, Kalkrand

Die kleine staubige Stadt Kalkrand liegt rund 200 Kilometer südlich von Windhoek im Distrikt Mariental. Die einzige Attraktion in dem kleinen Ort ist die Tankstelle an der Hauptstraße Richtung ~~Kcetmanshoop~~. In Kalkrand leben ungefähr 1 100 Menschen in rund 170 Haushalten. Die meisten von ihnen gehören zu den Volksgruppen der Nama und Damara. Die Bevölkerung von Kalkrand ist jung. Nahezu 48 Prozent ihrer Bewohner sind unter 18 Jahren und nur fünf Prozent aller Menschen sind älter als 65. Ein Drittel der Bevölkerung wohnt in sogenannten modernen Haushalten, während 64 Prozent in Baracken leben. Die meisten Einwohner haben eine geringe Schulbildung und nur wenige absolvierten eine Ausbildung. Das Einkommen liegt weit unter dem Durchschnitt der Region. Arbeit gibt es in Kalkrand so gut wie keine: Die Arbeitslosenquote liegt bei 63 Prozent. Die Regierung bietet 57 Arbeitsplätze und ist damit bereits der größte Arbeitgeber im Ort. Ein paar Menschen arbeiten außerdem im kleinen Handelshaus und an der Tankstelle. Die restlichen Einwohner versuchen sich mit Wild und Schafzucht über Wasser zu halten. Die Kaufkraft der Bewohner ist so gering, daß sich im Ort so gut wie kein geschäftliches Leben finden läßt.

Der Goudini Cor Trust ist eine nicht-kommerzielle Organisation, die versucht, diesem desolaten Zustand in Kalkrand entgegenzuwirken. Für die nächsten Jahre hat sich der Trust hohe Ziele gesetzt, so soll unter anderem die Ausbildungs- und Schulsituation verbessert werden und benachteiligte Gruppen wie Frauen sollen finanzielle Hilfe erhalten. Unterstützt wird der Trust von verschiedenen Organisationen wie dem Deutschen Entwicklungsdienst (DED) und der „Stiftung für internationale Solidarität und Partnerschaft“ (SIS). Seit 1993 arbeiten zwei Entwicklungshelfer vom DED in Kalkrand.

„Man darf nicht zuviel erwarten“

Ich treffe Silvia Spieker beinahe am Ende ihrer Zeit als Entwicklungshelferin: Seit fast zwei Jahren arbeitet sie in der trostlosen Ortschaft nahe der Wüste ~~Kalahari~~. Sie ist abgesehen von ihrem Kollegen, der mit Frau und Kind gleich im Nebenhaus lebt, die einzige Weiße in Kalkrand. Silvia sitzt bereits auf gepackten Koffern. Teilweise falle es ihr schwer, dieses Land zu verlassen, denn sie habe viel gelernt von den Menschen und sich mit einigen angefreundet, auch wenn es insgesamt nicht immer leicht war. Silvia Spieker ist ~~Hauswirtschafts-Meisterin~~ und betreut die Frauenprojekte des Trusts. „Wir versuchen hier eng mit der Dorfgemeinschaft zusammenzuarbeiten und deren Vorschläge und Wünsche zu berücksichtigen“, erzählt sie. Sie selber könne über Mittel bestimmen und Projekte befürworten oder ablehnen.

Direkt in der Nähe der Tankstelle an der Hauptstraße hat sie in Zusammenarbeit mit den Frauen des Dorfes ein kleines Nähprojekt ins Leben gerufen. Auf einem kleinen, abgeäugten Grundstück stehen einige Hütten, in denen genäht werden kann. Der DED stellt dafür die Nähmaschinen zur Verfügung. Die Näherin Ansie Jantzi, die wir dort antreffen, kann inzwischen von ihrer Arbeit leben. Sogar eine geringe Miete für die Hütte und die Nähmaschine zahlt sie dem Trust. „Ich habe so viele Aufträge, daß mir eine Frau helfen kann“, erzählt Ansie. Ansie Jantzi hat 1982 den Beruf der Näherin bei der Rössing-Stiftung gelernt. Erst vor zwei Jahren sei sie nach Kalkrand zurückgekehrt, weil es noch keine Näherin im Ort gab, fügt sie hinzu. „Die Miete, die Ansie zahlt, wird für Reparaturen der Nähmaschinen verwendet“, erklärt mir Silvia. In einer Nachbarhütte startete vor kurzem das Projekt „Women Action for Development“ der Konrad-Adenauer-Stiftung. Fünf Frauen und eine Leiterin basteln dort Postkarten für Touristen. „Das Gelände soll später einmal Verkaufsstätte werden, damit die Frauen ihre Näh- und Bastelarbeiten direkt an Touristen verkaufen können“, erzählt Silvia über zukünftige Pläne. Da sich das Gelände in unmittelbarer Nähe der Tankstelle befindet, an der viele Touristen einen Zwischenstopp einlegen, scheint dieses Ziel durchaus erreichbar zu sein.

Im nahegelegenen Kindergarten des Trusts treffen wir auf ein Dutzend singende Kinder. Die Kindergärtnerin Mefrau Swart begrüßt uns freundlich. Im Sommer betreue sie bis zu 40 Kinder am Tag, erzählt sie uns. Morgens erhielten die Kinder eine Mahlzeit, die von Hilfsorganisationen gesponsert wird. Für viele Kinder sei dies die einzige Mahlzeit am Tag, erzählt sie weiter. Mefrau Swart ist Lehrerin und alleinerziehende Mutter von drei Kindern. Die Frauen des Dorfes müssen ihr monatlich 5 N\$ für die Betreuung bezahlen. Doch die Zahlungsmoral sei schlecht, sagt sie. Was solle sie machen? In manchen Monaten bekäme sie nur von vier oder fünf Müttern Geld. Nach Hause schicken könne sie die Kinder aber nicht, denn dort wären sie alleine.

„Frauen helfen sich untereinander, das gehört hier fest zur Tradition“, erzählt mir später Silvia. Das wirke sich auch auf ihre Arbeit aus. Eines ihrer Projekte sei aus diesem Grunde gescheitert. Acht Frauen hätten im Dorf eine Bäckerei eröffnet. Alles wäre vorher gut geplant gewesen. Der DED gab die Starthilfe, stellte Geld für Rohmaterial und später für eine Knetmaschine zur Verfügung. „Die Aussichten waren gut, denn die Frauen hatten keine Konkurrenz im Ort“, sagt Silvia. Trotz einiger Schulungen hätten die Frauen es aber nicht geschafft, effektiv und verantwortlich zu arbeiten. „Das zeigte sich bereits, als wir das Geld für die Knetmaschine bewilligten. Vorher wollten alle die Maschine haben, als sie dann da war, wollte aber niemand die Verantwortung für das Gerät übernehmen.“ Gescheitert sei das Projekt schließlich daran, daß die Bäckerfrauen ihren Verwandten das Brot auch dann gaben, wenn diese nicht bezahlen konnten. Zum Schluß ließen die meisten Kunden nur noch anschreiben. Der Rest der Geschichte ist vorhersehbar: Der Betrieb verschuldete immer mehr.

Man könne den Menschen nicht einfach europäisches Denken überstülpen und von heute auf morgen aus einer afrikanischen Frau eine Geschäftsfrau machen, stellt Silvia rückblickend auf ihre vergangenen zwei Jahre in Kalkrand fest. „Man darf nicht zuviel erwarten, sonst powert man sich aus und ist enttäuscht. Am Anfang möchte man alles verändern, aber man muß lernen, mit kleinen Erfolgen zufrieden zu sein.“

Die Frauenkooperative „Oasa Taradi“

Oasa Taradi heißt wörtlich übersetzt „fleißige Frauen“. Hinter diesen beiden Worten verbirgt sich eine Windhoek Frauenkooperative. Offiziell gibt es das Projekt seit 1993. Ein Vorläufer entstand aber bereits 1989 und wurde durch das Rote Kreuz initiiert: In einem ihrer Gebäudekomplexe begannen Frauen mit der Herstellung von kleinen Stickerarbeiten. Später entwickelten sie daraus ein weit gefächertes Angebot. Heute können etwa 20 Stickerinnen und drei Näherinnen von der Herstellung der Handarbeiten leben. Sie fertigen Tischdecken, Servietten und Kissen an und verzieren diese anschließend mit schönen Motiven.

Die meisten Stickerinnen sind alleinerziehende Mütter wie die 41jährige Selma Döses. Die Mutter von fünf Kindern ist ganz auf sich alleine gestellt. Die beiden Väter ihrer Kinder seien arbeitslos und könnten ihr kein Geld geben, erzählt Selma. Für Schulgeld, Kleidung und Nahrung müßte sie alleine aufkommen. Die Arbeit bei Oasa Taradi sichert ihr ein bescheidenes Dasein.

Jutta Rohwer, die ehemalige Leiterin des namibischen Roten Kreuzes, setzt sich seit Jahren über alle Maßen für die Kooperative ein. Geschickt nutzt sie dafür ihre Kontakte zu Organisationen und Persönlichkeiten im Land. Die engagierte Frau ist darüber hinaus auch für 34 Kindergärten ehrenamtlich aktiv. Sie sammelte so lange Spendengelder, bis die Stickerinnen in Katutura ein kleines Haus kaufen konnten, das mittlerweile neben Produktionsstätte auch Treffpunkt für Frauen ist. Heute sucht sie vorwiegend Absatzmärkte für die Stickerarbeiten. Sie lockt dabei auch schon einmal eine Reisegruppe in die Werkstatt. „Denn vor Ort verkauft sich besser“, berichtet sie. „Wer sieht, wie die Frauen hier arbeiten, hat einen Bezug zum Projekt und kauft mehr.“

Die Vermarktung der Handarbeiten erweist sich insgesamt als schwierig, denn die Konkurrenz ist groß geworden. Inzwischen gibt es in Namibia zahlreiche ähnliche Projekte auf kommerzieller Basis. „Wir müssen und wollen die Frauen für ihre Arbeit gut bezahlen, denn die Lebenshaltungskosten sind in Windhoek hoch“, so Rohwer. In den kommerziellen Projekten würden die Stickerinnen meistens mit einem geringen Entgelt abgespeist oder erhielten Naturalien als Gegenleistung. Das Konzept von Oasa Taradi sei anders. Jutta Rohwer: „Wir arbeiten hier ohne jeglichen Profit, der Verkaufserlös kommt direkt und ausschließlich den Frauen zu

gute." Die ehrenamtliche Helferin ist bis zu zwei Mal wöchentlich in der Kooperative. Sie ist bis heute eine wichtige Ansprechpartnerin für die Frauen geblieben, so schlichtet sie auch schon einmal Streit unter ihnen. Ihre Hauptaufgabe sehe sie aber darin, Aufträge für die Kooperative zu erhalten, die langfristig das Projekt sichern. Das war auch der Grund ihrer Reise nach Frankfurt zur diesjährigen Handelsmesse. Auf der Suche nach Arbeit für die Frauen verbuchte sie kleine Erfolge: 500 Schürzen und 1 000 Platzdeckchen wurden in Auftrag gegeben.

Niemand wird aber in der Kooperative zur Arbeit verpflichtet. Jede Frau arbeitet so viel wie sie kann und möchte. Teilweise nehmen sie ihre Arbeit auch mit nach Hause. Das hat den Vorteil, daß sie bei ihren Kindern bleiben können. Einmal wöchentlich bringen sie dann ihre fertigen Arbeiten zur Werkstatt. Bezahlt wird nach einer vorher erstellten Leistungstabelle. „Die Frauen verdienen gut, darum bleiben sie auch“, berichtet Rohwer, „wir haben kaum Fluktuation. Sollte wirklich einmal eine Frau gehen, vermittelt sie garantiert eine neue Frau aus der eigenen Familie.“

An jedem Donnerstag erhalten die Frauen Unterricht in Nähen und Sticken. Dies sei ein wesentlicher Aspekt des Projekts, um die hohe Qualität zu sichern, sagt Rohwer. Denn nur wer gute Ware anbiete, habe auf dem Markt eine Chance. Sie hofft, daß sie die Kooperative in Zukunft ganz in die Hände der Frauen legen kann. Zur Zeit fehle ihnen aber noch die Fähigkeit, sich selbst zu verwalten und zu vermarkten. Eine qualifizierte Kraft, die diese Aufgabe übernehmen könnte, sei für das Projekt zur Zeit nicht finanzierbar. Jutta Rohwer ist überzeugt, daß das Konzept von Oasa Taradi richtig ist. Für die Frauen sei es ein anderes Gefühl, für sich selbst zu arbeiten, sagt sie. „Sie wissen, daß ihnen das Haus und die Nähmaschinen gehören. Und wir ehrenamtlichen Helfer wollen, daß die Frauen noch selbständiger werden. Sollte sich die Kooperative wider erwarten auflösen, haben wir lediglich bestimmt, daß das Haus wieder einem sozialen Zweck zur Verfügung gestellt werden muß.“

Eine kurze Schlußbemerkung

Die Situation von Frauen hat sich in Namibia seit Beginn der Unabhängigkeit schrittweise verbessert: So haben heute mehr Frauen Zugang zu Bildungseinrichtungen oder medizinischer Versorgung. Sie bilden aber uneingeschränkt das schwächste Glied der Gesellschaft. Besonders Frauen in den ländlichen Gebieten leben teilweise in großer Armut. Insgesamt wird den Frauen Namibias die größte (unbezahlte) Arbeitslast aufgebürdet, sie haben die wenigste Kaufkraft und den geringsten Lebensstandard. Im Land gibt es viele ungeklärte Probleme wie AIDS, aber auch ein Rechtssystem, das modernen Anforderungen nicht genügt und Frauen in vielerlei Hinsicht diskriminiert. Es wird Jahre, vielleicht auch Generationen dauern, bis die Mehrheit der Frauen Namibias gleichberechtigt am gesellschaft-

liehen und politischen Leben teilnehmen kann. Für einen Teil der Frauen ist dieses bereits heute möglich. Frauen mit qualifizierter Ausbildung besetzen durchaus hohe Positionen in allen Bereichen. Diese engagierten Frauen sind ein Zeichen für die Veränderungen im Land und demonstrieren das steigende Selbstbewußtsein von Frauen.

Meine sechs Wochen in Namibia waren lang und doch zu kurz, um alle Gebiete, die für Frauen relevant sind, näher zu durchleuchten. Ich mußte mich in meinem Bericht auf wenige Themen beschränken. Ich hoffe, daß ich den Leserinnen einen Eindruck von der Themenvielfalt, den Problemen, aber auch den enormen Fortschritten seit der Unabhängigkeit vermitteln konnte.